

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer. 1927-1944 1933

232 (23.8.1933) Am badischen Herd

Am badischen Herd

Unterhaltungsbeilage des „Führer“

Schwarz über die oesterreichische Grenze

Aus Josef Popsingers: „Mit 5.40 Mark um die Welt“

Quer durch Frankreich kam ich nach der Schweiz. Das Weltreisefartenverlaufen klappte dort ausgezeichnet und es ging mir gut. Ich stattete mich mit meinem „Berdienst“ neu aus, legte mir wieder einen Photoapparat und Rudfaß zu und mein Geld war alle. Mein vorläufiges Ziel war nun Oesterreich, um von dort nach Italien zu gelangen. In dem schweizerischen Grenzort St. Margarethen ging ich an das Zollhaus und bat den Beamten um einen Austrittsstempel in meinen Reisepaß, dann marschierte ich über die Rheinbrücke der Ortsgemeinde Höchst zu. Gleich über der Brücke ist das oesterreichische Zollhaus. Ich wollte weitergehen, doch der „Finanzier“ (Zollbeamte) hielt mich auf und sprach:

„Sagt, wo aus denn?“
„Zu euch nach Oesterreich.“
„Haben's an Paß“, fragte der Beamte.
„Selbstverständlich, habe ich den“, sagte ich.
„Wie steht's denn mit dem Geld, haben's o Geld auch? Feiners mit Ihr Geld“, meinte der Finanzier.

Ich nahm meinen Geldbeutel heraus, aber mit dem besten Willen war kein Heller mehr zu finden. „Ja“, sagte der Beamte, „wenn's zu uns nach Oesterreich wollen, müssen Sie a Geld ham.“

Ich sagte ihm, daß ich schon durch so viele Länder bin, zeigte meine Dokumente alle vor, meinte dann, daß mir diesbezüglich nie Scherereien gemacht wurden. Jetzt erklärte mir der Beamte: „Neder Deutsche, der über die oesterreichische Grenze gehet, mußte mindestens 20 Reichsmark oder 30 Schilling aufweisen können, damit er dem oesterreichischen Staate nicht zur Last falle.“

Es half alles Neben nichts, ich mußte wieder zurück über die Rheinbrücke nach der Schweiz gehen, der Beamte ließ mich einfach nicht durch. Ich ging also wieder zurück und erzählte den Vorkfall dem Schweizer Grenzbeamten, der mir zuerst den Austrittsstempel gab. „Das werden wir gleich haben“, meinte er, „gehen Sie an den Bahnhof und grüßen Sie einen Kollegen von mir, erzählen's ihm die Sache.“

Sofort ging ich an den Bahnhof und erzählte einem Grenzbeamten von dem Vorkfall. Dieser Grenzbeamte ging nun mit mir über Acker und Wiesen zum alten Rhein, er sagte dann: „Geben Sie nun bis zur alten Brücke, dort treffen Sie hinter dem Gehäus ebenfalls einen Schweizer-Grenzer. Ich verabschiedete mich und schlich bis zur Brücke vor. Dort angekommen empfing mich gleich der Grenzbeamte. Ich erzählte ihm von der Sache und dann erwiderte er: „Des werden wir gleich ham, geht's so net, gehen's eben schwarz nach Oesterreich.“ Mit dem sehr freundlichen Beamten unterließ ich mich noch eine Weile, er steckte mir noch ein paar „Stumpfen“ und Zigaretten zu und zeigte mir dann den wettzer Weg.

„So, jetzt gehen Sie, und falls Sie neben, dann machen Sie dem Oesterreicher etwas vor, sagen Sie zum Beispiel, Sie seien in die Schweiz gegangen, ich habe Sie hier erwischt und wieder zurückgeschickt“, sagte mir der Schweizer Grenzer.

Ich ging also los über die Brücke, schlich dann dem Damm entlang durch Gebüsch der großen Rheinbrücke zu. Auf einmal stand der oesterreichische Grenzer vor mir und rief: „Sagt, halt, wo kommen Sie denn her?“ Ich sagte ihm nun, daß ich in die Schweiz gewollt hätte, der Grenzer dort drüber hätte mich erwischt und nun sei ich wieder zurück. Dieser Beamte wollte mir nun auch gleich helfen und den Weg „schwarz“ nach der

Schweiz zeigen, ich dankte ihm jedoch für diese zu große Liebenswürdigkeit und sagte, daß ich nun keine Lust mehr hätte, es noch einmal zu versuchen, in die Schweiz zu kommen.

Nun „hinzelte“ ich der oesterreichischen Ortsgemeinde Höchst zu, in welche ich doch am Nachmittag schon wollte. Mitten auf der Hauptstraße des Dorfes stand vor einem Hause der oesterreichische Grenzer, der mich um 3 Uhr doch nicht hereinließ. Er tauchte eine Pfeife, hatte schon „Feierabend“. Ich konnte nicht mehr aus, denn er sah mich auch schon und war scheinbar ganz übertrafcht, mich in Oesterreich doch zu leben.

Ich dachte mir, „heiliger Strohhalm, rette mich, jetzt muß du frech sein, nur Krampf kann mich diesmal retten.“ Schnell besann ich mich, was ich dem vormachen soll und sagte dann gleich: „Guten Abend, Herr Oberinspektor, aei, da schau'n, weil Sie mich hier sehen, ja, der Grenzer von Lustenau (das wäre der nächste Grenzort) hatte mich ohne weiteres herein gelassen. So war der Beamte zufrieden.“

Am der Ecke standen einige Autos. „Hauptbahnhof!“ befahl er und stieg ein, um sich — neben den Herrn zu setzen, den im Posthofedam die Aushänge so sehr interessierten.

Jürgen fuhr zurück, wurde aber durch einen Griff am Handgelenk auf das Postler gezwungen. „Erregen Sie kein Aufsehen, junger Mann! Geben Sie mir die Tasche und lassen Sie den Chauffeur zum Polizeipräsidium fahren.“

Jürgen reichte dem Fremden die Tasche. Eine ohnmächtige Wut stieg in ihm hoch. Ein Berzweifeln am Leben. Grauen vor den nächsten Minuten und Scham.

Der Fremde sah schweigend neben ihm und ließ ihn nicht aus den Augen.

Als das Auto vor dem Polizeipräsidium hielt, stieg der Fremde allein aus und befahl ihm, sitzen zu bleiben, er wolle erst dem Portier Anweisung geben.

Jürgen war von Furcht so gelähmt, daß er an eine Flucht garnicht dachte. Halb ohnmächtig wartete er und wagte sich kaum zu rühren, bis der Chauffeur ihn aufforderte, auszusteigen und zu bezahlen, er hätte nicht Lust, noch länger zu warten.

Jürgen fragte nach dem Herrn, der ins Polizeipräsidium gegangen wäre.

Der Herr sah ihn. „Ins Polizeipräsidium? Der Herr ist zur Straßenbahnhaltestelle gegangen und mit dem Ring weitergegangen. Da können Sie lange warten!“

Jürgen bezahlte und ging — er wußte kaum, was er tat — ins Geschäft zurück. Wortlos setzte er sich an sein Pult. Er war bleich, Schweiß stand auf seiner Stirn, und seine Augen stänkten wie im Fieber.

Man bemächtete sich um ihn, fragte. Auf dem Wege zum Postamt wäre ihm unwohl geworden. Mehr war aus ihm nicht herauszubekommen. Man sagte ihm, er solle nach Hause gehen und sich ins Bett legen. Er wehrte ab und blieb apathisch vor seinem Pult sitzen.

Klingelte das Telefon, aber öfnete sich die Tür, so fuhr er zusammen. „Jetzt holen sie mich!“

Sie holten ihn nicht, fragten auch nicht nach ihm. Am Abend brachte man ihn ins Krankenhaus, Nervenzustand.

Als er nach Wochen genesen war, war er verwundert, daß man ihn wieder aufnahm im Geschäft, ihn bedauerte ob seiner Krankheit und ihm alles Gute wünschte.

Er durchblätterte die Zeitungen, die nach dem Tage seiner Tat erschienen waren.

Endlich fand er in einem Vorstadtblatt eine kleine Notiz: „Gedankenlosigkeit oder...? Auf unserem Postamt kam gestern dem Laufmädchen einer hiesigen Firma eine schwarze Aktentasche, die sie hinter sich gelockt hatte, abhandeln. Glücklicherweise hatte das Mädchen, kurz bevor es das Fehlen der Tasche bemerkte, ihren Inhalt — es waren fünfhundert Mark — herausgenommen. In dem Vorraum befand sich zu der Zeit nur ein Herr im Regenmantel und Sportmütze, der das Postamt im selben Augenblick verlassen haben muß.“

Der Fehltritt

Von Dees Anders.

Jürgen Gerber gehörte zu den Menschen, die noch jung Härte und Rot des Lebens kennen gelernt haben und durch diesen Kampf gestärkt dem Schicksal trohen und es wagen, ihr Leben nach ihrem Willen aufzubauen.

Nach dem Kriege hatte er studiert. Als er aber wußte, wie schwer es seinen betagten Eltern wurde, die Kosten des Studiums abzuparen von ihrer Rente, die ebened auskömmlich war, später aber durch die Inflation ara geschmälert wurde, füllte er um und wurde Lehrling in einem kleinen, angesehenen Exportgeschäft. Seine Entlohnung war größer als üblich, trotzdem reichste sie kaum zum Leben. Sein Wille, sich emporzuarbeiten, sein Streben, zu lerner, minderte sich nicht — bis Sonja in sein Leben trat.

Sonja tanzte im „Trocadero“. Ein Geschäftsfreund von Uebersee hatte Jürgen in das Kabarett mitgenommen und, als er die Begeisterung Jürgens für die Tänzerin sah, Sonja nach der Vorstellung eingeladen.

Sonja verliebte sich in den großen blonden Jungen, der selig war, sie jeden Abend nach ihrem Auftreten abholen und nach einem Plauderstündchen im Kaffeehaus bis zum Hotel geleiten zu dürfen. Sie mußte bald um die geldliche Lage ihres Anbeters, fand aber darin keinen Grund, ihm ihre Freundschaft aufzulösen.

Jürgen war im Kauf, vergaß Arbeit und Lebensziel und fieberde den Abenden entgegen, da er in ihrer Nähe sein durfte.

Das Engagement Sonjas war abgelaufen. Sie mußte Abschied nehmen von dem großen blonden Jungen. Jürgen war verzweifelt.

Täglich schrieb er ihr — sie tanzte jetzt in Kopenhagen —, und einen um den anderen Tag bekam er von ihr einen langen Antwortbrief. Einmal schrieb sie — es war scherzhaft gemeint

—, ob er nicht Manns genug wäre, seinen Willen, den ihm die Sehnsucht aufwangs, aller Schwierigkeiten zum Trotz auszuführen und zu ihr zu kommen!

Diese Sätze trafen sich in sein Hirn, nahmen ihn ganz gefangen. Er erwoig die abenteuerlichsten Pläne, errechnete, wieviel er wohl für die Reise und das dortige Leben brauchte. Und fand keinen Ausweg! —

Fünfhundert Mark waren es! Er hatte sich nicht geirrt. Jürgen kramte die Finger in das Futter seiner Tasche. Das Blut schoß zum Hirn. Fünfhundert Mark! Sie würden genügen. Das Mädchen, das die Geldbündel, die sie einzahlen wollte, schnell noch einmal überleben hatte, stand vor ihm am Postkaltter und unterließ sich lustig mit ihrer Freundin, ohne auf die schwarze Tasche zu achten, die hinter ihr lag und in der sie das Geld hergetragen hatte. Jürgen sah sich scheu um. Niemand war im Vorraum außer den beiden Mädchen. In der Ecke stand noch jemand. Hatte der ihn nicht eben scharf gemustert, als abnte er von seinem Vorhaben? Jürgen biß die Zähne zusammen.

Er beobachtete ihn sekundenlang. Es war wohl Einbildung, der Mann — er trug einen weiten Regenmantel und Sportmütze — studierte, scheinbar sehr interessiert, die amtlichen Aushänge.

Noch einen Augenblick zögerte Jürgen, dann nahm er die Tasche, ließ sie unter den Mantel gleiten und verließ langsam den Vorraum. Am Ausgang hörte er noch das Rischen der Mädchen, die sein Fortgehen garnicht bemerkt hatten.

Erst auf der Straße wagte er aufzuatmen. Ganz tief sog er die Lungen voll Luft. Sein Hirn arbeitete fieberhaft: Auto — Bahnhof — Berlin — Kopenhagen und Sonja! Sonja! Beliebig schloß er die Augen.

Es spukt im Seehaus

Ein heiterer Roman von Marianne Ziegler

1) (Nachdruck verboten.)

In herrlich gelegenen, vornehmen Landhaus werden einige ausgewählte Sommergäste aufgenommen. Kein Hotelbetrieb. Größte Ruhe. Gelegenheit zu Wasser- und Bergsport. Auskunft durch Martin Hollweck, Kunstmaler, Gartenstraße 78/4.

Ueber dieses Inserat, das an gut sichtbarer Stelle in der neuen Zeitung erschienen war, beugten sich eng gedrängt fünf Köpfe, zwei rechts und zwei links von dem des Familienoberhauptes, das niemand anderes war als der oben erwähnte Herr Hollweck.

„Es macht sich sehr gut!“ stellte Frau Gina mit ihrem gewohnten Optimismus fest und kniff ein Auge zu, als betrachte sie prüfend eine von Martins Skizzen.

„Ein bißel klein...“ fand der fünfzehnjährige August. „Warum habt ihr es nicht so machen lassen?“ Und er wies mit dem ausgestreckten Zeigefinger auf die quadratfußgroße Anzeige des „Alpenpalasthotels“, über dem großen „A“ gleichsam als Akzent einen Fettpfeifen zurücklassend.

„Weil das Haus auch nicht so groß ist“, belehrte Gutrune, den blonden Kopf neben den

dunklen der Mutter geschmiegt. Die aber sah in der Aussage einen Versuch, das Ansehen des „herrlichen Landhauses“ zu schmälern und ging in Kampfstellung. „Ich weiß nicht, was ihr alle gegen das Haus habt; es ist sehr hübsch und viel bequemer zu bewirtschaften, als wenn es so eine Kaserne wäre. Und den Gästen ist das sicher auch lieber, denn sie kommen ja gerade deswegen!“

„Oh, kommen sie?“ fragte Herr Hollweck zweifelnd.

„Nun, natürlich“ erwiderte Gina. „Ober meinst du, daß wir die einzigen sind, die heute morgen eine Zeitung lesen? Denkt mal, Kinder, wie hübsch! In diesem Augenblick lassen vielleicht Hunderte von Menschen den Plan, ihren Urlaub bei uns im Seehaus zu verbringen!“

„Wo sollen die denn alle schlafen?“ fragte der praktische August. „In meinem Bette doch nicht?“

„Das werden wir ja sehen“, anwortete der Vater. „Ich meinerseits bin zu jedem Opfer bereit, also wird euch Kindern auch nichts anderes übrigbleiben, als euch dünne zu machen und an die Wand zu rücken.“

Der kleine Frieder zog finster die Brauen über seine schwarzen Augen zusammen: „Warum wollen denn hundert Leute zu uns kommen? Es wäre viel schöner ohne sie!“

Gutrune suchte ihn zu belehren. „Das Seehaus gehört doch nicht uns, Frieder. Wenn wir

den Sommer dort zubringen wollen, so muß Vater dem Besitzer etwas dafür bezahlen, und die Gäste sollen ihm dabei helfen.“

„Ich weiß was!“ jubelte Frieder. „Wir lassen sie einfach schnell bezahlen und machen dann, daß sie gleich wieder abreißen. Wir geben ihnen einfach nichts zu essen!“ Frieder fand in seiner fünfjährigen Weisheit oft solch verblüffende Lösungen.

August, sonst sehr überlegen, neigte der gleichen Auffassung zu. „Vielleicht mögen sie nicht dableiben, wenn wir recht viel Lärm machen“, schlug er vor.

„Das kann wohl sein“, bestätigte der Vater. „Aber damit ist uns nicht geblissen. Sie zahlen nämlich leider nur dann, wenn es ihnen so gut gefällt, daß sie dableiben mögen.“

Gutrune blinnte sorgenvoll.

Frau Ginas Feldherrngeist aber war bereits dabei, die herzdrückenden Massen zu sichten, einzuteilen und unterzubringen. „Es ist ja schade, daß nicht noch ein paar Zimmer mehr da sind. Aber wenn sich sehr viele Gäste melden, müssen wir selbst uns eben weiter einschränken. Man müßte ein Stück des Vorrates abteilen, mit einem hübschen, bunten Vorhang etwa, so etwas macht sich immer gut — die Speisekammer wäre wohl auch zu entbehren, besonders wenn man den Vorratsschrank darin stehen läßt — in der Schilfskütte ist es eigentlich auch sehr nett, wenigstens an warmen Sommer-tagen...“

„Und wer schon Rheumatismus hat, braucht ihn nicht erst zu bekommen.“

„Nun ja, es ange natürlich nur bei schönem Wetter“, gab Gina zu. „Aber man muß an alle Möglichkeiten denken. Nachdem du nun einmal auf diese Idee gekommen bist...“

Martin Hollweck hob beschwörend die Hände. „Ich bitte dich, Gina! Der Einfall mit den Pensionären ist durchaus dein geistiges Eigentum!“

„Aber das Seehaus hast doch du im vorigen

Sommer entdeckt. Du warst ja ganz hingerissen von der herrlichen Abendstimmung, erinnere dich doch!“

„Und es waren so viele Schnafen da!“ ergänzte Frieder.

Gina wandte den Blick zum Himmel. „An jedem See sind Schnafen“, erklärte sie geduldig. „Aber nicht überall ist diese himmlische Ruhe und Abgeschiedenheit, der Blick ins Weite, dazu die Berge ganz nah... Ich weiß doch, daß du dir immer einen solchen Aufenthalt gewünscht hast, Martin; es war die reine Fügung des Himmels, daß das Seehaus gerade in diesem Sommer vermietet werden sollte. Du wirst eine Unmenge famozer Bilder dort malen...“

„Zu Befehl!“ erwiderte gehorsam Martin.

„Nun ja, was solltest du denn sonst dort tun den ganzen lieben Tag? Aber meine Zeit und meine Kräfte sind frei; also ist es doch ganz natürlich, wenn ich auch mein Scherlein beibringe. Ja, es ist sogar notwendig, denn an sich wäre die Miete wohl zu hoch für uns, darin hättest du ganz recht. Aber wenn wir nun das ganze Haus voll zahlender Gäste haben, bleibt uns sicher am Ende ein Stück Geld über, ich freue mich schon darauf, mich so recht kopfüber in die Arbeit zu stürzen!“

„Ich auch!“ bemerkte August, der seine fünfte Frühstücksemmel hinuntergeschlungen hatte. „Ich gehe jetzt in die Schule! Höchste Zeit!“ Krachend flog die Tür hinter ihm zu, und man hörte ihn alskald mit langen Sprüngen die Treppe hinunterpoltern.

Gutrune begann den Tisch abzuräumen. Martin entzündete seine Morgenpfeife; Gina aber ariff noch einmal nach der Zeitung und überlas mit zärtlichem Stolz das Inserat. Sie beschloß, für alle Fälle den Tag über zu Hause zu bleiben, denn man konnte nicht wissen, wann der erwartete Zudrang der Bewerber beginnen würde. (Fortsetzung folgt.)